

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würeklichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Hamburg, [1800]

Vier und zwanzigster Brief. Paul Helder an Wilhelm Leevend.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8444

Vier und zwanzigster Brief.

Paul Helder an Wilhelm Leevend.

Als ich bei meiner Abreise auf Sie böse war, da glaubte ich, daß ich Sie vergessen könnte, allein die Erfahrung lehrt mich das Gegentheil. Sie fehlen mir, Ihre angenehmen Briefe fehlen mir. An nichts kettet sich mein Herz, für nichts fühlt es Interesse. Es bleibt in meinem Geiste eine stete Leere, die durch nichts so ausgefüllt wird, daß ich nicht oft an Sie denken sollte. Wie gern möchte ich Ihnen alles, was mir begegnete, was ich kennen lernte, mittheilen!

Ach! es waren doch süße Tage, wo wir voll freundlichen Vertrauens mit einander umgingen. Damals wurde durch meine Kälte die feurige Festigkeit Ihres Gemüths gemäßigt; damals verscheuchte Ihre Lebhaftigkeit meine Trägheit und reizte mich zur Thätigkeit. Wie glücklich waren wir selbst durch unsere entgegengesetzten Gemüthsstimmungen! Wie oft nöthigte mir Ihre geistreiche witzige Leichtherzigkeit über vergebliche Bekümmernisse, die nur auf meinen schwermüthigen Einbildungen beruhten, ein Lachen ab! Mein Geist hat eine gewisse kalte Ruhe; allein die Vorstellung: Wilhelm Leveend lebt nicht mehr für dich, ist mir höchst schmerzhaft.

Wären Sie in Ihrer frühen Jugend gestorben, ich hätte Thränen auf ihr Grab geweint, mich aber doch getröstet und zwar mit dem Gedanken, daß ich Ihnen bald nachfolgen würde, voll der Hoffnung, dort in dem Reiche himmlischer Glückseligkeit, die Freundschaft wieder zu finden, die mir hienieden so sehr fehlt und über deren Verlust ich so bitter traure. Aber Sie in einer sittenlosen Welt nicht mehr haben, Sie da

verlieren; sehn, wie Sie dem Unglauben folgen, indeß Sie Ihren Jugendfreund einem vererbten Spinozisten, den der Unglaube mit Recht als seinen Apostel betrachtet, aufopfern, nein, das ist unerträglich. Wie sehr Sie mich übrigens mit Ihrer Zuneigung für ein tugendhaftes Mädchen hintergangen haben, davon will ich kein Wort reden. Sind Sie der Jüngling, der nichts als reine, heilige Freundschaft für ein Gottchen hegte? Sie, die Sie erst verführt haben, können Sie nun hinsterben sehn? An jenem großen Tage wird sie wider Sie zeigen. . . Und dann weh Ihnen! Ich wollte weit lieber für einen Mord verantwortlich sein, als Theil an der Verführung eines solchen Mädchens haben. Ihre Reu kömmt auch zu spät; denn wenn ich recht unterrichtet bin, ist es eine schleichende Krankheit, die Sie hindert, sich mit der Unglücklichen zu vermählen.

Ich habe Ihren Freund hier getroffen: er schwazt viel von Ihrer Freundschaft, die Sie für ihn hegen. Nun, sagt er, werden Sie erst glücklich sein, die Binde vor Ihren Augen ist zerrißen: Genießen ist das große Wort. Er,

ber sonst so eingezogen, so menschenfeind lebte, führt sich hier wie ein epicuräisch Sch...n auf. Voltaire ist sein Heiliger, de la Mettrie sein großer Mann. Er studirt nicht mehr und schreibt für einen schurkischen Buchhändler sittenlose Kummereien. Er bleibt dabei, daß er sich an der Religion eines honetten Mannes hält.

Wenn ich mir Sie als das Opfer dieses Taugenichts denke, dann überwiegt mein Mitleid jede andere widrige Empfindung. Sie können sich noch nicht von diesem Verführer trennen? Sehn Sie nun wohin der Unglaube ganz natürlich führt? So geht es den Verächtern der christlichen Religion? Zuerst findet man die Sittenlehre sehr lästig, verwirrt sich dann durch die dunkeln Stellen der heil. Schrift und stopft zuletzt dem Gewissen den Mund durch eine sogenannte Achtung für die natürliche Religion. Die Achtung dauert nicht lange. Ein Gott, eine Vorsehung, ein anderes Leben nach diesem Leben, wo ein jeder Belohnung und Strafe erhält, das sind harte Lehrsätze . . . man streicht sie aus. „Gott bekümmert sich um die elenden Sterblichen nicht.“ Man spricht von Millionen Welten über

uns; von Wesen bewohnt, die unendlich über uns erhaben sind. Man erlaubt sich voll Staunen aller Ausrufungen. Man folgt allen den Leidenschaften, die uns am meisten gefallen, der Mensch wird zum Thier und sinkt endlich in das Nichts zurück, wovon er genommen ist. Auf diese Manier lebt Ihr Freund hienieden. Diesem Freigeiste haben Sie mich aufgeopfert! Kehren Sie wieder zurück, verlassen Sie den Pfad, der zum Verderben führt, vielleicht sind Sie nicht so krank, daß keine Genesung mehr zu hoffen ist. Bereuen Sie und ich bin wieder Ihr Freund. Es ist möglich, daß ich in meinen beiden letzten Briefen zu streng gewesen bin, aber ich meinte es gut. Wie gern möchte ich mich, ohne mich dessen schämen zu dürfen, einmal wieder unterzeichnen, als

Ihren

wahren Freund

P. Helber.

N. S. Da mein Vater unzufrieden darü-

ber sein könnte, daß ich mit Ihnen im Briefwechsel stehe; so lege ich hier eine Adresse bei, deren Sie sich in den ersten vier Wochen bedienen können.

Fünf und zwanzigster Brief.

Abelaide Ryzig an Hedwig
Renard.

Liebe bekümmerte Braut!

Ja, es ist wohl sehr hart, Braut zu sein, das bekenne ich und in einer Entfernung von sechs Meilen von dem Bräutigam, Othem holen zu müssen. Ich kann mir das recht gut, aber nicht ohne Lachen, denken, und ich gäbe das schwerste Stück Silber aus Großmutter Ryzigs